



Stadt der siebzehn Könige.

Von Irene Stern.

Philadelphia ist eine große Stadt. Hochbahnzüge saufen über die Brücken. In Stahlröhren unter der Erde fährt die Untergrundbahn. Tag und Nacht . . . Tag und Nacht. Philadelphia ist eine schnelle Stadt. Wenn du nicht selber auf dich achtest — der Autobus wird dir nicht ausweichen! Rotes Licht — grünes Licht: Stop! Freie Fahrt!

Gib doch acht! Gib doch acht!

Philadelphia ist eine reiche Stadt.

Siebzehn Millionäre wohnen in Philadelphia: der Zahnpastakönig, der Kaugummikönig, der Konfektkönig . . . Siebzehn Könige haben ihre Schlösser im Westen von Philadelphia errichtet. Wem gehört der Palast aus Glas in der Zwölften Straße?

Oh, der gehört Mister Fox, dem Milchkönig von Philadelphia.

Trinkt mehr Milch — Milch gibt Kraft! Trinkt mehr Milch — Milch gibt Kraft!

Grünes Licht — stop! Rotes Licht — freie Fahrt! Gib doch acht! Hörst du nicht? Vorsicht! Vorsicht! Uh—u—u . . .

Onkel Sammy, Pensionist, leidet an schlechter Verdauung. „Täglich auf nüchternen Magen ein Glas Milch wirkt Wunder“, sagt seine Schwester. Um sechs Uhr morgens geht sie selbst mit der Kanne ins Geschäft.

„Oh, guten Morgen!“

„Morgen! Kanne Milch.“

Die Milch stürzt wie ein Bach aus dem großen Behälter in Marys Künnchen: weiß ist sie, schaumig!

„Auch eine Kanne.“

„Mir zwei!“

„Drei Flaschen!“

Die Milch plätschert ohne Unterlaß in Kannen und Flaschen und Krüge und Künnchen Fettlächeln schwimmen an ihrer Oberfläche plätsch — plätsch. Die Luft riecht nach Milch.

„n Morgen, Herr! Bitte, einen Cent, Herr, hab' keine Arbeit, Herr!“

„Da — und scher dich.“

Der weiße Bach rinnt . . .

Milchkauffeure müssen zeitig aufstehen. Ach—ach! Ist es nicht noch Nacht?

„Tom, wach' auf! — Tom, hör' doch! — Tom, Tom, du mußt aufwachen.“

„Ach—ach . . . gleich . . . wie spät ist es denn, Selly?“

„Drei Uhr, Tom, und schon vorüber.“

Kaltes Wasser über den Kopf . . . schnell, schnell, die Uhr rennt. Ueber ein warmes Bett geht nichts; dieses Wasser aber . . . „Verdamme mich Gott, Selly, das ist ja wie Eis!“

„Bst, Tom, du weckst ja die Kinder!“
Erstes Hosenbein — zweites Hosenbein. Warm ist so ein Bett . . .

„Da hast du die Klappe, Tom!“ Das Schild spiegelt: Fox-Milchcompany. „Geh schon, Tom. Gib acht, Tom.“

„Ja, ja! Leb wohl.“ Auf. Warmer Hals. Heiße Wangen.

Tom rennt zur Untergrundbahn: Onkel Sammy wartet auf sein Glas Milch. Schnell. Philadelphia will Milch. Milchkauffeure müssen früh aufstehen. Philadelphia wartet nicht.

Da vorn, der Rebelballen, mit Lichtern gespielt, ist Philadelphia — die Stadt der siebzehn Könige. Kalt und häßlich liegt sie da. Rückwärts im Rebel verschwimmt das Haus, in dem Tom Fletcher wohnt: das warme Bett ist dort, Selly ist dort, die Kinder schlafen daneben.

*

Vier Uhr morgens. Philadelphia ist eben schlafen gegangen. Im Königswiertel ist das letzte Auto in die Garage manövriert. Im Glaspalast werden die Lichter gelöscht.

Ruhe! Genug gebummelt!

Der Milchkönig will jetzt schlafen. Der Milchkönig ist müde. Der Milchkönig hat Sorgen. Denn die Milchpreise fallen, fallen, fallen. Trinkt mehr! . . . Dreiunddreißig, neunundzwanzig, vierundzwanzig. Stoppen, stoppen, stoppen! Pisse! Pisse! Paaat! Der König träumt.

Fünf Uhr morgens. Philadelphia ist gerade aufgestanden. In den Mietkajernen im Osten werden die Lampen angezündet. Die Wasserhähne werden aufgedreht: genug geschlafen. Zur Arbeit! Zur Arbeit — wer noch eine hat! Durch die Straßen rasen die Lieferwagen. Die Laden sperren auf.

„Guten Morgen! Einen Liter Milch.“

„Guten Morgen, guten Morgen.“

Der weiße Bach beginnt zu fließen. Schäumend, glänzend, gluckend: unendliche Kannenreiben ergießen sich in die Krüge und Töpfe Ost-Philadelphias.

Trinkt mehr Milch — Milch gibt Kraft. Ost-Philadelphia braucht viel Kraft. Die Arbeit ist schwer. Wer noch Arbeit hat . . .

„Was zahle ich?“
„Vierundzwanzig Cents.“
„Zwanzig Cents . . . dreiundzwanzig . . . vierundzwanzig — so! Tag.“

Vor der Tür steht eine Menschen Schlange, zerlumpt und unbeweglich.

„n Cent, Frau, schenken Sie mir doch 'n Cent, Frau, nur 'n Cent. Bin ohne Arbeit.“ Eine magere Hand reckt sich aus dem zerlumpten Kermel.

„n Cent. Nur 'n Cent.“

Zwölfmal ein Cent gibt ein halbes Liter Milch. Gibt zu Mittag ein halbes Liter Milch. Ost-Philadelphia hat wenig Cents zu verschleppen.

Trinkt mehr Milch — Milch gibt Kraft, Trinkt mehr Milch — Milch gibt Kraft!

Milchkönig liegt im Bett und sagt zu seiner Frau: „Laß' einen Eisbeutel bringen, Mina!“ Die Königin läutet dem Diener: „Einen Eisbeutel!“ Der König hat Kopfschmerzen und ist wütend. Die Königin sitzt auf einem Sessel und weint. Sie ist so dick, daß sie aus Kugeln zu bestehen scheint, aus übereinandergestürzten, mit rotem Stoff bedeckten Kugeln.

„Du—hu—hu.“

Die Kugelnase glänzt. Der Milchkönig schreit: „Gib noch Ruhe!“

„Rein, nein, nein — hu . . . Du sollst mir die Perlenkette kaufen.“

„Aber Kind, aber Kind, aber Kind, ich habe andere Sorgen.“

„Du hast keine anderen Sorgen.“

„Ich habe dir nur nichts erzählt, um dich nicht zu be . . .“

„Du hast keine anderen Sorgen. Ich will . . .“

„Ich will Ruhe haben!“ Das Zimmer zittert.

„Beißt du nicht, daß der Milchpreis in zehn Tagen von dreiunddreißig auf vierundzwanzig gefallen ist?“ So viel Milch geben diese verfluchten Kühe . . .

Eine Königin staunt mit offenem Munde. Milchkauffeure haben bis Mittag Dienst. Dann sind alle Kannen abgeholt und zugestellt und gewaschen, das Lieferauto zur nächsten Ausfahrt bereit. Die Sirene pfeift. Adieu, Philadelphia — adieu bis morgen vier Uhr früh!

Tom Fletcher will gehen. Die Milchkauffeure wandern zum Ausgang. Das Eisentor

Ist gesperrt! Das eiserne Tor der Fox-Milch-company ist versperrt, der König hat das Schloß einschrauben lassen und nun warten seine Arbeiter davor, was er ihnen wohl zu sagen hat. Denn der Milchkönig hat seinen Arbeitern ohne Zweifel etwas zu sagen, weshalb hielt er sie sonst hier auf?

Lärm. Stimmengewirr. Was will der Milchkönig? Hat Philadelphia zu wenig Milch bekommen?

„He, holla — Leute!“
Hälse, die sich recken. Augen, die suchen.
Ruft da nicht einer?
„Leute, hiergeblieben! Fahrt gleich zum Bahnhof, Milch fassen!“

Tom setzt seine Kappe zurecht. Was plant der König? Frag nicht! Zum Bahnhof! Gib Gas! Der König plant, was er plant. Fahrt los! Philadelphia staunt. Philadelphia hat so etwas noch nie gesehen.

Viertelstundenlang blockiert die Armee des Milchkönigs die Straße, die zum Bahnhof führt. Dicht hintereinander fahren die Wagen, so, wie sonst um vier Uhr früh.

Rotés Licht — stop! Die Armee hält.
Grünes Licht — freie Fahrt! Vorwärts!
Zum Bahnhof.

Trinkt mehr Milch — Milch gibt Kraft.
Trinkt mehr Milch — Milch gibt Kraft!

Die Milchschaffere schleppen die Kannen von den Waggons zu den Autos. Es sind heute mehr Kannen als jemals. Viel Milch geben die Kühe.

Eilt euch!
Der Milchkönig hat Pläne.

So—rud! So—rud! Die Waggons werden leer, die Autos füllen sich.

Dann setzt sich die Armee des Königs wieder in Bewegung. Aber nicht zurück nach Philadelphia geht es, sondern fort von der Stadt, in die Ebene. Wagen hinter Wagen — hochbeladen.

Wohin? Frag nicht! Gib Gas! Der König weiß, was er will.

In der Ebene fließt der Delawarestrom. Er fließt dahin, breit und langsam, fließt dahin wie ein Meer, man sieht das jenseitige Ufer nicht, so weit ist es. Von der Ferne schon hört man ihn rauschen, den Strom.

Ganz nahe an das Ufer fährt die Armee des Milchkönigs heran, endlich halten die Wagen. Die Milchschaffere springen heraus, sehen herum, die Hände in den Hosentaschen.

Also hat Philadelphia doch zu wenig Milch bekommen! Und der Milchkönig plant, Wasser in die Kannen zu gießen, damit es mehr wird. Den Kühen ein wenig nachzuhelfen, scheinbar. Hahaha!

„He, Leute, schüttet die Milch in den Strom!“

Was?

„Leute, hört ihr nicht? Die Milch in den Strom, vorwärts, schnell!“

Laut und grimmig rauscht der Delaware. Am Ufer stehen die Kannen. Langsam greifen die Hände zu. Kanne um Kanne fließt in den Strom. Ein weißer Bach fließt in den Strom. Aber der Strom schluckt den weißen Bach schnell, man sieht bald nichts mehr von ihm, als einen matten Streifen auf dem breiten, breiten Wasserpiegel.

So—rud! So—rud! „Eilt euch, Leute.“

Die letzte Kanne. Zurück nach Philadelphia. Die Stadt weiß noch nichts. Gott verdamm mich. Heute fährt der Milchkönig nicht bummeln. Aber der Milchkönig geht auch nicht schlafen. Der Milchkönig hängt am Telephon.

„Hallo, New York!“

„Hallo, hier Fox-Milchcompany. Mister Fox selbst. Wie stehen die Preise?“

Klingelgling . . .

„Hallo!“

„Hallo, hier New York! Sechszwanzig Cents!“

Klingelgling . . .

„Hallo! Dort Mister Fox? Letzte Notierung: achtzwanzig.“

Um Mitternacht stehen die Milchpreise auf dreifig. Der König lächelt. Der König ist zufrieden.

„Hier New York! Dreiunddreißig einhalb. Hallo, Mister Fox? Hallo . . .“

Keine Antwort. Der König im Glaspalast ist eingeschlafen. Kühe trampeln vorüber. Perlen fallen vom Himmel. Ein Meer trocknet aus. Gewonnen. Gewonnen!

Der König träumt. Vier Uhr früh. Philadelphia erwacht. Die siebzehn Könige der Stadt im Westen träumen allerdings noch. Das Philadelphia der Arbeit im Osten aber erhebt sich. Ueber den nassen Asphalt schlüpfen die ersten Einkäufer. Ost-Philadelphia muß zur Arbeit gehen und hat Hunger. Sperrt auf, Eßgeschäfte.

„Tag! Gebäd wie gewöhnlich. Und zwei Liter Milch!“

„Oh, kann Ihnen leider nur einen Liter geben, damit die anderen auch etwas bekommen!“

„Was sagen Sie?“

„Heute ist wenig Milch gekommen. Die Preise haben auch über Nacht angezogen. Ein Liter ist sechszwanzig Cents.“

„Sechs—und—dreifig!“

„Ja, Fräulein!“

„Geben Sie also nur — nur das halbe Gebäd.“

„Ja, Fräulein.“

Vor der Tür wartet die hungrige Menschenlange wie jeden Tag.

„n Cent. Kar 'n Cent, Fräulein. Mich hungert.“

Achtzehn Cents geben heute erst ein halbes Liter Milch für den knurrenden Magen. Geben bis zur Pause ein halbes Liter Milch für den knurrenden Magen. Ost-Philadelphia hat noch weniger Cents zu verdisenten.

Trinkt mehr Milch — Milch gibt Kraft.

Trinkt mehr Milch — Milch gibt Kraft.

Halt! Hast du achtzehn Cents? Rein, Herr, hab' kein Geld, Herr. Bin ohne Arbeit, Herr! Dann kannst du keine Milch trinken. Dann mußt du ohne Kraft bleiben. Die Kühe geben zu wenig Milch. Verstehst du?

Rein, Herr. Ich verstehe das nicht, Herr.

Rein, Herr. Ich hab' Hunger. Hungrer. Uh—u—u . . .

Philadelphia ist eine große Stadt. Viele Leute wohnen in Philadelphia. Im Westen die Satten und im Osten die Hungrigen. Es muß doch einen Unterschied geben. Philadelphia ist eine schnelle Stadt.

Wenn die Preise in zehn Tagen um neun Cents fallen, so muß man doch am eifsten etwas dagegen unternehmen. Denn sonst verdient man ja nichts. Wer länger als fünf Tage hungert, kommt um. Denn von nichts kann der Mensch nicht leben.

Philadelphia ist eine reiche Stadt. Siebzehn Könige wohnen in Philadelphia. Im Westen. Siebzehntausend Obdachlose verhungern in Philadelphia. Im Osten. Im Norden. Im Süden von Philadelphia rauscht der Delawarestrom durch die Ebene.

Die Kühe geben weniger Milch. Verstehst du das?

Rein! Reiciein!

Rinaldo Rinaldini.

Der Räuberhauptmann Angelo Duca.

Unter den Räuberhauptleuten, deren Taten die Phantasie seit jeher so anregen, ist der sagenhafte Rinaldo Rinaldini der berühmteste. Von Rinaldo Rinaldini oder eigentlich von dem Mann, der das Vorbild für diese sagenhafte Gestalt gebildet hat, wollen wir heute erzählen.

Die Romansfigur und der Name des Räuberhauptmannes wurden von dem nachmaligen Weimarer Bibliothekar Christian August Vulpius erfunden, dem Bruder der anmutigen Christiane, die Goethe im Jahre 1806 heiratete, um seinen Sohn August zu legitimieren, und sein Roman, der den edlen und galanten Räuber populär machte, hat sich länger erhalten als die Räuberromane, die von dem bekannten Schweizer Romellisten Heinrich Büchler verfaßt wurden. Aber der Räuberhauptmann Rinaldo Rinaldini, dessen Geschichte Vulpius angeblich wahrheitsgemäß schildert, hat in Wirklichkeit nie gelebt; sein Name ist frei erfunden. Wohl aber hat — und das wird wohl von Kurt Ewenspöer in seinem Buch „Rinaldo Rinaldini“ schlüssig bewiesen — Vulpius das Schicksal des neapolitanischen Räuberhauptmannes Angelo Duca — von der Bevölkerung losend „Angiolillo“ genannt — gefannt und die sein Leben schildernden Werke auch besessen, so daß kein Zweifel ist, daß sein Rinaldo Rinaldini — wie es in dem Völklied hieß, „der Räuber allerhöchster“ — sein Urbild in dem italienischen Räuberhauptmann Angelo Duca findet.

Der Streit mit dem Fluchhüter.

Wer war nun dieser Räuber Duca Rinaldini? Das Kirchenbuch von San Gregorio

Magno, im Innern der Provinz Salerno, berichtet, daß am 1. April 1734 Angelus Josephus, der Sohn von Petrus und der Vittoria Duca, dort getauft wurde. Die Familie Duca waren angesehen und wohlhabende Bauern und Angelo trat als Besitzer eines selbständigen Hofes und einer größeren Herde in Beziehungen zu dem Fürsten Caracciolo-Torella, dem Vetter seines Nachbarn, des Herzogs Caracciolo-Martina; vielleicht als dieser in jener Gebirgsgegend jagte, vielleicht auch, weil er ihn auf seinen Jagden begleitete.

Von den ersten Jahrzehnten seines Lebens wissen wir nicht viel mehr, als daß er sich in der Gegend großer Beliebtheit erfreute, daß er unverheiratet blieb und daß er das Leben eines begüterten Bauern führte. Im Jahre 1776 geriet er in einen kleinen, scheinbar unbedeutenden Zwist mit seinem Nachbarn, dem Herzog von Martina. Ducas Schafe waren von ihrem Hirten, einem Verwandten Ducas, auf das herzogliche Gras gelassen worden. Der herzogliche Hirschtöchter prügelte den kleinen Hirten und nahm ihm die Jace weg. Am nächsten Morgen stellte Duca den groben Püttel zur Rede; es kommt zum Streit und zu einem Augenwechsel; dabei erschießt Angelo das Pferd des Feldhüters. Ein Streit, wie er wohl alltäglich vorkam. Aber der Herzog schwur dem widerspenstigen Bauern Rache und als sich Duca an seinen Gönner, den Fürsten Torella, um Vermittlung wendete, erhielt dieser die Antwort, Martina werde sich nicht eher zufriedengeben, als bis er „den Kopf dieses Sahun-

fen" habe. Duca hatte im Auftrage des Fürsten selbst, als Lafai verkleidet, die Antwort geholt. Nun wußte er, daß es mit ihm aus sei.

Die Gehege der Bande.

Zahllos sind die Berichte über die strenge Disziplin, die Angiolillo in seiner Bande durchsetzte, und über die Ritterlichkeit, die er in seinem „Veruf“ bewies. Diese Meldungen stammen nicht nur aus den Berichten, die ihm gut gestimmt sind, sondern sogar aus feindlichen Berichten. Daraus erfährt man, daß er, obwohl er selbst nicht lesen und schreiben kann, durch einen Sekretär genau Buch über die Beute führt. „Er nimmt keinen Soldo mehr als die anderen, duldet keine Raibereien, keinen Streit, keine Ausschweifungen.“ Er „arbeitet“ grundsätzlich nur auf öffentlicher Straße und bei Tag. Arme Leute bleiben unbehelligt, bei Reichen begnügt er sich mit einem Teil ihrer Habe, den er, wie wir erfahren, höflich anfordert. Hier einige Beispiele:

Er verlangt vom Bürgermeister von Montella, der achthundert Dufaten in der Kasse hat, dreihundert für sich und bringt sie sofort nach Cassano, wo Hungerknot herrscht, und verteilt sie an die Armen. Er verwaltet die Gelder mit äußerster Sparsamkeit, behält für sich und seine Leute nur so viel, als sie zum Leben brauchen, er lebt anspruchslos. Manchmal allerdings gibt er bei einem Wirt oder in einem Kloster einen Schmaus, wozu er alle Armen einläßt. Besonders ritterlich ist er gegen Frauen und duldet nicht, daß ihnen etwas zuleide geschehe. Oft zwingt er den Verführer eines Mädchens zur Heirat. Auch den Kampf mit Militär und Gendarmen führt er nach den Regeln des Krieges ohne Grausamkeit. Einem gefangenen Leutnant sagt er: „Nach, daß du nach Hause kommst! Gott verzeihe dir, daß du dich auf solche Abenteuer einläßt. Hast du nicht Weib und Kind?“ Zu Gendarmen, die er nach hartem Kampfe gefangen hat, sagt er: „Geht heim, meine Brüder, und kehrt nicht mehr in den Krieg zurück. Laßt euch den Tod eurer Kameraden zur Warnung dienen!“

Ohne Prozeß gehent.

Da greift Neapels König, Ferdinand, in das Schicksal Ducas ein. Er war — wie wir ihn in Maria Theresias Biographie von Guglia genannt finden — ein halb kindischer, halb böserartiger Anabe. Er hatte nur notdürftig schreiben gelernt. Die Herrschaft in dem Staate führte seine Gattin, die Tochter Maria Theresias, Maria Karolina, mit ihrem Günstling Alton. Das Selbstgefühl der Königin war durch einen naiven Brief des Räuberhauptmannes beleidigt worden. Kurz: Graf Paterno wird zum Kriminalrichter am Obersten Gerichtshof ernannt, mit dem Auftrag, Angelo und seine Bande festzunehmen. Fünfhundert Mann Militär werden ihm zur Verfügung gestellt, die nun ein Keßeltreiben gegen den Räuberhauptmann veranstalten. Es findet sich ein Verräter. Sein Sekretär Zuccarina, der sich beleidigt fühlt, verrät seinen Aufenthalt in einem Kloster, in das er sich, verwundet, mit seinem verwundeten Freunde Russo zurückgezogen hat. Der Prior versucht, ihn unter dem Deu im Speicher zu retten. Die Soldaten zünden ein Feuer an, um ihn auszuzähern. Angiolillo wird mit seinem Freunde auf der Flucht gefangengenommen.

Am 23. April 1784 starb Russo. Am 25. April traf der königliche Befehl ein, beide an den Galgen zu hängen. Man wagte mit Rücksicht auf die Volkstimmung keinen Prozeß. Angelo hatte keinen Prozeß zu fürchten. Er

hatte kein todeswürdiges Verbrechen begangen. Die bekanntesten Juristen erboten sich zu seiner Verteidigung. Also wurde am 26. April Angelo

Duca ohne Urteil, ohne Prozeß am Galgen zu Salerno gehent; mit ihm der Leichnam seines Freundes Russo. G. P.

Mark Twain gibt Antwort.

Von Leslie Henderson.

Als Mark Twain auf dem Gipfel seines Ruhmes angelangt war, fühlte sich eine englische Universität verpflichtet, ihn zum Ehrendoktor zu ernennen. Der Humorist, der sehr unter seiner kleinbürgerlich-beschränkten Frau litt, benützte die Gelegenheit zu einer Englandreise.

In England angelangt, zog Twain in ein Hotel. Natürlich brachte die Presse sofort die Meldung von seiner Ankunft. Und ebenso natürlich brachte ihm die Post am nächsten Tag eine Menge Briefe.

In einem fragte eine junge Dame, welchen Wert der Dichter Büchern beilege.

„Ich habe da,“ erwiderte der Humorist, eine weitverzweigte Einteilung:

In Leder gebundene Bücher können beim Abziehen von Rasierlingen unbezahlte Dienste leisten.

Dünne Broschüren eignen sich trefflich, wankelnden Tischen das Gleichgewicht wiederzugeben.

Ein Lexikon oder ein schweres philosophisches Werk ist hervorragend geeignet, wenn man zum Beispiel von Einbrechern überfallen wird, Schützenhilfe zu leisten.

Ein graphischer Atlas von entsprechendem Format kann mit seinen breiten Blättern ausgezeichnet als Ersatz für zerbrochene Fensterscheiben verwendet werden.“

Einen guten Rat bekam ein vielversprechender Dichtling, der Twain ein Lobgedicht zugeschickt hatte. Der Schreiber fragte im Begleitbrief, ob auch Twain der Ansicht sei, daß Fischnahrung zur Entwicklung des Gehirns beitrage, überdies hat er den Amerikaner, er möge ihm schreiben, wieviel solcher Nahrung erforderlich sei, um gute Erfolge zu erzielen.

Mark Twain antwortete:

„Es ist Tatsache, daß Agassiz Künstlern rat, sich von Fischen zu nähren, weil diese Phosphor enthalten, der wieder zur Entfaltung des Gehirns beiträgt. Was Ihre zweite Bitte anbelangt, so kann ich Ihnen nur folgendes sagen: Da ich Sie persönlich zu kennen nicht die Ehre habe, so kann ich Ihnen die notwendige Menge nicht genau dosieren. Wenn ich aber das mir freundlichst überlandte Gedicht in Betracht ziehe, so glaube ich doch sagen zu dürfen, daß ich für Ihre Person zwei Walfische täglich für ausreichend halte. Keine

großen Walfische, sondern solche von normaler Durchschnittsgröße.“

Den Vogel in dieser Korrespondenz aber schoß ganz gewiß ein junger Mann ab, der Mark Twain eine Photographie überlandte, Der Begleitbrief dazu lautete:

„Berehrter Meister! Meine Freunde behaupten, daß ich Ihnen ähnlich sehe wie ein Ei dem anderen. Ich schicke Ihnen meine Photographie und bitte Sie, mir darauf die Ähnlichkeit zu bestätigen.“

Mark Twain erwiderte, ohne einen Augenblick zu zögern:

„Berehrter Herr! Ihre Photographie kann ich Ihnen nicht zurückschicken. Sie sieht mir tatsächlich so ähnlich, daß ich sie in meinem Badezimmer aufgehängt habe, um mich von nun an täglich vor ihr zu rasieren.“

Natürlich war die Flut von Zuschriften, die der Dichter bekam, vollkommen geeignet, auch seine Geduld einmal reizen zu lassen. Er empfand die Engländer schließlich als ein aufdringliches, kindisches und sensationslüsternes Volk, und er reiste verärgert ab.

Und von dieser Abreise gibt es noch eine kuriose Geschichte:

Im Abteil, das Twain nach Dover bekam, saßen nur noch ein älterer Herr und dessen Tochter. Vielleicht witterte der Alte in Twain einen Freier, jedenfalls bemühte er sich krampfhaft, eine Unterhaltung anzubahnen. Mark Twain war aber sehr wortkarg, mehr als das, er war schweigsam.

Schließlich zog der alte Herr eine Zigaretten-tasche, bot Twain an und sagte:

„Eine Zigarre werden Sie doch rauchen?“

„Danke, ich rauche nicht,“ erwiderte Twain,

„Na, vielleicht genehmigen Sie einen Versuch?“ versuchte der Alte und griff nach einer Handtasche.

„Danke, ich trinke nicht,“ gab Twain zur Antwort.

Den Alten muß wohl die Verzweiflung gepackt haben, denn er tat nun das am wenigsten Geeignete. Er nahm sozusagen innerlich einen Anlauf und sagte:

„Gestatten Sie, daß ich Ihnen meine Tochter vorstelle?“

„Danke, ich liebe nicht,“ war Twains knappe Antwort.

Vier Brüder.

(Drei gelehrte und ein dummer.)

In alten Zeiten lebten vier Jünglinge der brahmanischen Kaste — Brüder, die mit großer Zärtlichkeit aneinander hingen und beschloßen hatten, alle zusammen in ein benachbartes Reich zu wandern, um dort ihr Glück zu machen.

Und drei von diesen vier Brüdern hatten alle Wissenschaften betrieben, waren der Magie, der Alchimie und anderer Zauberkünste, die sehr schwierig zu erlernen sind, kundig, während der vierte überhaupt nichts von Wissenschaften wußte und nur Verstand besaß.

Während sie sich nun zusammen auf die Wanderschaft begaben, sagte einer der gelehrten Brüder: „Warum soll ein Bruder, der gar nichts weiß, aus unserer Weisheit Nutzen

ziehen? Wenn er mit uns geht, kann er uns nur zur Last fallen. Niemals wird er imstande sein, Königen Achtung einzufloßen, deshalb kann er uns nur schaden. Lieber soll er nach Hause zurückkehren.“

Aber der ältere Bruder antwortete: „Nein, er soll an unserem Wohlergehen Anteil haben, denn er ist unser Bruder, und wir finden vielleicht ein Amt für ihn, das er ausfüllen kann, ohne uns Schande zu machen.“ So setzten sie ihre Wanderung fort, und als sie nach einer Weile durch einen Wald kamen, sahen sie die Knochen eines Löwen auf dem Pfade verstreut. Diese Knochen waren weiß wie Milch und hart wie Kieselstein.

Da sagte der, welcher zuerst die Unwissenheit seines Bruders getadelt hatte:

„Jetzt wollen wir unserem Bruder zeigen,

was Wissenschaft vollbringen kann; wir wollen seine Unwissenheit beschämen, indem wir diesen Löwengebeinen Leben geben und einen neuen Löwen daraus schaffen. Durch wenige Zauberworte kann ich die verdorrten Knochen zusammenfügen, so daß jeder Knochen an der richtigen Stelle sitzt." Und damit sprach er diese Worte aus, und die verdorrten Gebeine fügten sich höhl klappernd zusammen — jedes an seinem Platz — und das Skelett lag fertig da.

„Ich“ rief der zweite Bruder, „kann durch wenige Worte die Knochen durch Sehnen verbinden, kann sie durch Muskeln verdrücken und durch Blut röten, ich kann die Säfte, die Adern, die Drüsen, das Mark, die inneren Organe und die Haut schaffen.“ Damit sprach er die Worte aus, und auf dem Boden zu ihren Füßen lag ein riesiger Löwe mit wallender Mähne.

„Und ich,“ sagte der dritte Bruder, „kann durch ein Wort dem Blut Wärme und dem Herzen Bewegung geben, so daß das Tier lebt und atmet und andere Tiere gerreißt. Und ihr sollt ihn brüllen hören!“

Doch ehe er die Worte ansprechen konnte, legte ihm der vierte Bruder, der in den Wissenschaften unerfahren war, die Hand auf den Mund. „Nein,“ rief er, „sprich die Worte nicht aus! Es ist ein Löwe. Wenn du ihm Leben gibst, wird er uns verschlingen.“

Die anderen aber verspotteten ihn und sagten: „Geh nach Hause, du Narr! Was weißt du von Wissenschaft?“

Er aber antwortete ihnen: „Wartet wenigstens mit der Erschaffung des Löwen, bis ich auf diesen Baum gestiegen bin.“ Und das taten sie. Kaum aber hatte er den Baum erstiegen, als die Worte ausgesprochen wurden und der Löwe sich regte und die großen gelben Augen aufschlug. Darauf streckte er sich, erhob sich und brüllte. Dann aber wandte er sich den drei weisen Männern zu, schlug sie nieder und wollte sie fressen.

In diesem Augenblick sprang der Vierte von seinem Baum herunter, gerade der Bestie ins Gesicht und schlug so gewaltig auf den Löwen ein, daß der im Augenblick kein anderes Verlangen hatte, als auf und davonzurennen. Die drei gelehrten Brüder machten sehr dumme Gesicht.

Merlei Wissenstwertes.

Alle europäischen Kale werden in den Badgründen des Atlantischen Ozeans ausgebrütet. Sie brauchen länger als zwei Jahre, um die Küsten Europas zu erreichen. Die Kale, die hier nicht gefangen werden, werden von ihrem Instinkt getrieben, wieder den Atlantischen Ozean zu durchkreuzen, und sterben auf den Sandplätzen südöstlich von Formosa.

Das einhörige Rhinoceros ist eines der seltensten und gefährlichsten Tiere der Welt. Man vermutet, daß nur noch zwei oder drei Tiere dieser Gattung auf den malayischen Inseln leben und etwa ein Duzend in Java und Sumatra.

Milch ist das vollkommenste Nahrungsmittel, das die Natur uns liefert.

Maschinen, die die Reinigung von Milchfläcken besorgen, können in einer Stunde fast vierzigtausend Flaschen reinigen.

Schon die Völker des Altertums wußten ihre Sehfehler durch Benutzung von Halbedelsteinen zu beheben. Zum Beispiel bediente sich Nero, der außerordentlich kurzsichtig war, eines Amethystes. Andere wiederum benutzten den Halbedelstein Beryll, durch den man beson-

ders scharf sehen kann, da sich die Lichtstrahlen gut in ihm sammeln. Der Name Brille verdankt diesem alten Brauch seinen Ursprung.

Bei den Angelsachsen bestand die Sitte, daß sie, wenn sie auf die Gesundheit eines Menschen tranken, so viele Becher trinken mußten, wie der Namen des Betreffenden Buchstaben hatte.

Bei Knaben zwischen neun und zwölf Jahren und bei Mädchen zwischen zehn- und dreizehn wird häufig eine Art von optischem Gedächtnis beobachtet, das man bei Erwachsenen sehr selten findet. Die Betreffenden betrachten ein Bild oder eine Landschaft eine halbe Minute, schließen dann die Augen oder blicken auf eine glatte graue Fläche und können ein in allen Einzelheiten genaues Erinnerungsbild heraufbeschwören. Es kommt vor, daß sie Dinge sehen, die sie vorher bei wirklicher Betrachtung gar nicht gewußt hatten, wie etwa die Nummer einer Straßenbahn, ein Ladenschild oder ähnliches.

Der größte Wagen, den es überhaupt gibt, ist der sechzehnradrige Jaggeraut-Wagen, der einmal im Jahre in Indien benützt wird, wenn der Gott Wischau eine Spazierfahrt durch Puri macht. Sechstausend Pilger brauchen zwei bis drei Tage, um diesen Wagen etwa eineinhalb Kilometer weit zu bewegen.

Es ist festgestellt worden, daß die feuchte warme Handfläche eine ideale Keimstätte für Bakterien aller Art bildet. Deshalb empfehlen viele Aerzte die hygienische Gewohnheit, sich, wenn man einen Bekannten trifft, stets nur sich selber die Hand zu schütteln. Auf diese Weise würde manche Krankheitsübertragung vermieden.

Heiteres.

Herr Bumberton hat endlich Ruhe gefunden. Erstens die lange Reise, dann noch das fremde Hotelbett und schließlich der schnarchende Nachbar. Aber endlich doch — Da donnert es an die Tür. Herr Bumberton fährt auf. „Ja, was ist denn?“ — „Herr Bumberton, Ihr Gepäck ist angekommen. Soll ich es unten stehen lassen oder möchten Sie...“ — „Zum Rudud noch eins,“ schreibt Bumberton, „das hat doch Zeit bis morgen früh!“ Damit wirft er sich auf die andere Seite. Versucht erneut einzuschlafen. Aber der schnarchende Nachbar, das neue Hotelbett und die aufregende Reise — endlich schlummert er ein. — Da donnert es wieder an die Tür. Bumberton fährt auf. „Was ist denn jetzt schon wieder?“ — „Ich wollte Ihnen nur sagen, es ist gar nicht Ihr Gepäck!“

Der Dolchhoh. „Gestern in der Dunkelheit hat dein Bräutigam mich angesprochen.“ — „Ja — ich weiß. Er malt ein Reklamebild für ein Verhönungsmittel und sucht ein Modell für „vorher“.

Zwillinge. „Aber Fritz, warum weinst du denn so? Ist dir was zugestoßen?“ — „Ja, mein Zwillingenbruder hat mich gehauen, da hab' ich's meinen Freund erzählt, der sollte ihn an der Ecke abfangen und wieder hauen — und da — hat er uns verwechselt und mich gehauen!“

Achtung! Jedermann geht ins Warenhaus und steigt in den Fahrstuhl. Im Fahrstuhl hängt ein kleines Messingbild: „Achtung vor Taschendieben!“ — Als Jedermann im dritten Stock aussteigt, steht er vor einem großen weißen Schild: „Achtung vor Taschendieben!“ Im vierten Stock, kaum ist er die Treppe hinaufgestiegen, leuchtet in roten Buchstaben ein

Transparent: „Achtung vor Taschendieben!“ — „Hören Sie mal,“ hält Jedermann einen Rayonchef an. „Und wenn ihr den Satz mit Scheinwerfern an den Himmel schreibt, mic könnt ihr keine Achtung vor solchen Leuten beibringen!“

Radio in Erholung. „Dem Radio verdanke ich jeden Tag einige gemütlche Stunden.“ — „Hören Sie so fleißig?“ — „Nä nicht, aber meine Frau.“

Allzu wörtlich genommen. Tante Luzie ist eine Erbtante. Tante Luzie kommt zu Besuch. Der kleine Paul geht um sie herum. „Wo hast du denn deinen Busch, Tante?“ fragt Paul. — „Wieso Busch?“ — „Nun, weil Papa gesagt hat, er wolle mal bei dir wegen der Erbschaft auf den Busch klopfen...“

Onkel Heinrich ist gar nicht einverstanden mit der Sachlichkeit, die seine Nichten, die Backfische, bekunden. „Als ich ein junger Mann war,“ erklärt er ihnen, „da wußten die jungen Mädchen noch zu erröten!“ — „Au, Onkel, erzähl uns mal, was du zu ihnen gesagt hast!“

Schach-Ecke.

Alle Zuschriften und Anfragen an Gen. Wenzel Scharoch Zweitnitz Nr. 65 bei Tschelk-Schödnau.

Allen Anträgen ist Retourmarke beizulegen.

Schachaufgabe Nr. 157.

Von Josef Hyna, Hostomitz.

Schwarz: Ke3; Dg6; Tt6; Lb5; Sc7, z4 (6).



Weiß: Ke2; Dc4; Td6, f3; Le6, e7; Sd2, f2; Bg3 (9).
Matt in zwei Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an den Leiter dieser Spalte einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 154: Lh3—g4!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Walter Ludwig, Robek Franz, Michel Rudolf, Schmied Ferdinand, alle aus Kwitkau; Obert Ernst, Domina; Rudak Peter, Brax; Martin Albin, Tetschen; Seidel Karl, Tümitz; Wenzel Adolf, Arnsdorf bei Haida; Hiecke Josef und Fritsch Anton, Markersdorf (siehe Lösung); Böhm Heinrich, Jonsch; Sobal Josef, Neutitschein; Dinnebler Emil, Tetschen; Beutel Wilhelm, Arnsdorf bei Tetschen; Hyna Josef, Hostomitz; Schöpka Josef, Eidlitz; Habel Erwin, Nestersitz; Mildorf Adolf und Döhnert Max, Tetschen; Hilgarth Herrmann, Neuwitz; Trilisch Gustav, Wisterschan; Helzel Josef, Arnsdorf bei Haida. — Nachtrag zu Nr. 153: Hilgarth Herrmann, Neuwitz; Habel Erwin, Nestersitz, Helzel Josef, Arnsdorf bei Haida.

SCHACHSEKTION ZUKMANTEL.

Als Abschluß des Jubiläumsturnieres findet am 28. Oktober (Staatsfeiertag), um 9 Uhr früh im Restaurant „Schönbrunn“ ein Blitzturnier statt. Es ergiebt an alle Schachgenossen die Einladung, daran teilzunehmen und der rührigen Zukmantler Schachsparte an der Abschlusfeier mitzuwirken.

Am Samstag, den 7. Oktober, spielte Gen. Hyna Frz. in Zukmantel gegen sieben Teilnehmer des Einzelturniers simultan. Davon gewann Gen. Hyna 6 und verlor eine gegen Gahler, Eichwald. Sämtliche Partien zählen zum Jubiläumsturnier der Sektion Zukmantel.

SCHACHKURS IN NEUSTADTL bei Böhm.-Lelpa.

Die Schachgenossen von Nord-Böhmen werden darauf aufmerksam gemacht, daß die Kreisschachleitung des „Atus“ am 5. November in Neustadt-Straubnitz in Stocks Gasthaus einen Schachkurs und Schachkonferenz abhält. Es werden alle Schachinteressenten ersucht, daran teilzunehmen. Kursleiter ist Genosse Scharoch, Zweitnitz.